

GEORG BRUN



STIRB
für
DAMALS

Georg Brun, Jahrgang 1958, wuchs in München auf. Von 1979 bis 1983 war er Kriminalbeamter im Bayerischen Landeskriminalamt. Nach dem Abitur am Abendgymnasium im Jahr 1983 studierte er an der Universität München Jura. Er promovierte 1990, war Assistent am Institut für Bayerische Rechtsgeschichte und Rechtsreferendar in Landshut. Knapp 30 Jahre arbeitete er im Bayerischen Wissenschaftsministerium. Georg Brun gehörte der Autorenvereinigung »Die Kogge« an und war im Vorstand der *Deutschen Schillerstiftung von 1859*. 1989 erhielt der Autor den Bayerischen Literaturförderpreis, 1997 ein Aufenthaltsstipendium der Casa Baldi. Er ist Mitglied in der Autorenvereinigung SYNDIKAT.



© Jeannine Bachmann

Mit der jungen Rechtsanwältin Olga Swatschuk rief er eine München-Krimi-Reihe ins Leben, die mit dem neuesten Roman »Venusgold« bereits vier Bände aufweist. Der pensionierte Mordermittler Nathan Weiß recherchiert nach »Spüre meinen Zorn« und »Liebe meine Farben« nun in seinem 3. Fall. Beide Reihen erscheinen im Bookspot Verlag.

Mehr über den Autor unter www.georgbrun.de oder auf Instagram unter: [@brungeorg](https://www.instagram.com/brungeorg)

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das Recht der mechanischen, elektronischen oder fotografischen Vervielfältigung, der Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen, des Nachdrucks in Zeitschriften oder Zeitungen, des öffentlichen Vortrags, der Verfilmung oder Dramatisierung, der Übertragung durch Rundfunk, Fernsehen oder Video, auch einzelner Text- und Bildteile.

Alle Akteure des Romans sind fiktiv, Ähnlichkeiten mit lebenden oder verstorbenen Personen wären rein zufällig und sind vom Autor nicht beabsichtigt.

Copyright © 2025 bei Edition 211, ein Imprint von Bookspot Verlag GmbH, Behringstr. 10, 82152 Planegg, www.bookspot.de
1. Auflage

Lektorat: Johanna Gerhard
Korrektorat: Jeannine Bachmann
Satz/Layout: Martina Stolzmann
Covergestaltung: Martina Stolzmann
Titelmotive: © AdobeStock Bonsales

Druck: CPI Books GmbH, Leck
Made in Germany

ISBN 978-3-95669-222-2



1

Markus löste eine Eintrittskarte für das Nordbad. Mit seiner handlichen Sporttasche schlenderte er in die Umkleide. An diesem Morgen war das Bad beinahe leer. In der Herrenumkleide war er allein. Das kam ihm gerade recht. Er bevorzugte stets Zeiten geringen Besucherandrangs, um sich in Ruhe seiner Körperpflege widmen zu können. Er tat dies dreimal wöchentlich. In den Ferien mochte er die Stunde nach halb neun. An Schultagen betrat er mit anderen *Earlybirds* das Bad bereits um halb acht; Schulkindern ging Markus gern aus dem Weg.

Seit seinem Malheur bevorzugte er das Nordbad. In diesem Schwabinger Hallenbad bestand eine geringe Wahrscheinlichkeit, auf ein bekanntes Gesicht zu stoßen. Sein eigenes Outfit war inzwischen so verändert, dass ihn Fremde nicht mehr als den erkannten, der bis vor drei Jahren ein Liebling der Klatschspalten der Lokalpresse gewesen war.

Tempi passati. Die Zeit vergeht, sinnierte Markus. *Und das hat auch sein Gutes; immerhin verschwinde ich allmählich aus der öffentlichen Aufmerksamkeit.* Das war ihm mehr als recht, schließlich hatte nicht nur sein krachender Konkurs für Aufsehen gesorgt, sondern auch sein ausufernder Drogenkonsum. Welchem Schutzengel er es verdankte, lediglich zu einer Bewährungsstrafe verurteilt worden zu sein, wusste er nicht. Eigentlich glaubte er nicht an Schutzengel. Obwohl Markus mit dem katholischen Pfarrer Adalbert Ascher befreundet war. Dieser spielte im realen Leben seinen Beschützer. Als Markus, mittellos geworden, seine Beiträge für die *Honorarier* nicht mehr zahlen konnte, hatte ihn diese ehrenwerte Gesellschaft hinauskomplimentieren wollen, aber Adalbert hatte das verhindert. *Adalbert hat mich durchschaut und erkannt, dass ich pleite bin, aber Adalbert wird mich niemals verraten*, glaubte Markus, während er sich langsam

auszog. Er legte großen Wert darauf, dass außer seinem engsten Freund und Vertrauten Fridolin und Adalbert niemand von seiner Obdachlosigkeit erfuhr. Solange er mit dem Leben im Campingbus in seinem Bekanntenkreis den Eindruck eines geregelten Lebens aufrechterhalten konnte, würde er nicht vollends abstürzen. Hoffte er zumindest.

Nun stellte er sich unter die Dusche und regelte die Temperatur zu einem milden Lauwarm. Er schloss die Augen und seifte sich mit einem Stück Kernseife ein. Die Brause versiegte, als er die Oberschenkel erreichte. Mit geschlossenen Augen arbeitete er sich bis zu den Fußsohlen vor. Die Körperpflege war ihm ein ernsthaftes Anliegen, dem er sich mit aller Sorgfalt widmete. Nur ein gepflegtes Äußeres ließ ihn weiter am gesellschaftlichen Leben teilhaben. Er durfte sich nicht gehen lassen. Als er sich komplett eingeseift hatte, drückte er den Knopf und genoss den Schauer. Andächtig wusch er sich die Seife von der Haut.

»Da schau her, der Gleißenthaler«, rührte ein ordinärer Bass.

Markus zuckte vor Schreck zusammen und riss die Augen auf. Neben ihm stand Max Zuböck, ein Stammtischbruder aus dem Hofbräuhaus.

»Was treibt denn dich ins Nordbad?«, fragte Zuböck und schaltete die Dusche neben Markus ein.

»Frühsport«, antwortete Markus gedankenschnell.

»Sauber. Dann können wir ja ein paar Bahnen gemeinsam ziehen«, sagte der Stammtischbruder und musterte unverhohlen Markus' Unterkörper.

Markus drückte erneut den Duschknopf, konnte die Brause aber nicht mehr genießen. Er hatte keine Badehose. Wenn er mit der Unterhose ins Becken ging, fiel das sofort auf. *Verdammt, wie peinlich*, ärgerte sich Markus und überlegte fieberhaft, wie er aus der Nummer herauskam. *Vielleicht täusche ich einen Anruf vor und sage dann, dass ich weg muss.*

»Hab' gar net g'wusst, dass du schwimmst«, versuchte Zu-

böck die Unterhaltung am Laufen zu halten. »Noch dazu in Schwabing, wo du doch in Bogenhausen daheim bist.«

Täuschte sich Markus oder zeigte sich ein spöttischer Zug um Zuböcks Mundwinkel? *Was um alles in der Welt treibt eigentlich dich ins Nordbad?*, rätselte er, denn seines Wissens wohnte Zuböck in Giesing. Da lag das Nordbad ebenso wenig in der Nachbarschaft.

»Hier ist es in der Früh angenehm«, sagte Markus und verließ die Dusche. Gemächlich trottete er in die hinterste Ecke der Umkleide und trocknete sich ab. *Hoffentlich lässt er mich jetzt in Ruhe*, wünschte sich Markus. Trotzdem zog er nicht die frische, sondern die getragene Unterhose an. Mit ihrem Streifenmuster konnte man sie vielleicht für Badekleidung halten. Er sortierte seine Sachen und sperrte die Tasche in den Spind.

Da kam Zuböck ums Eck. Er trug eine modische Badehose und winkte Markus zu sich. »Auf geht's, pack' ma's!«

Markus folgte der Aufforderung. Seine Laune sank. Bei Zuböcks nächster Bemerkung sackte seine Laune in den Keller.

»Kannst dir koa Bad'hos'n leisten?« Zuböck kicherte und deutete auf Markus' gestreiften Slip. »Host koa Angst, dass 's dir de Hos'n obaziagt, wann's d' ins Wasser hupfst?«

Warum eigentlich bin ich damals an den Hofbräuhaus-Stammtisch gegangen?, fragte sich Markus und wehrte sich gegen den aufkommenden Ekel, den Zuböcks derbes Bayerisch in ihm auslöste.

Zuböck trat nah an Markus heran und flüsterte: »Dich hat's derbröselt, gell?«

Markus wich einen Schritt zurück.

Zuböck schloss sofort auf. »Du bist a moderner Penner«, behauptete er und drückte Markus den Zeigefinger auf den Solarplexus. »A Obdachloser bist, gib's zu. Mit der Unterhos'n brauchst net ins Wasser, da schmeißt di' der Bademeister 'naus. Aber du wirst mit mir ins G'schäft kumma; host mi?«

Markus schüttelte irritiert den Kopf.

»Du b'sorgst mir künftig, was ich will, sonst erzähl' ich am Stammtisch und bei ein paar ander'n, wia du lebst.«

»Willst du mich erpressen? Was soll das?«, wehrte Markus ab, doch in seiner Stimme lag wenig Nachdruck.

»Wennst meinst«, erwiderte Zuböck grinsend, »dann nennst es halt so. Jetzt gib mir dei' Handynummer.«

Markus zögerte.

»Mach koane Pflanz!«, drohte Zuböck.

Markus resignierte und diktierte seine Nummer. Zuböck zog ein Smartphone aus seinem Handtuch, tippte die Nummer ein und nickte zum Spind. »Hol's raus, ich ruf dich an.«

Markus öffnete die Schranktür, griff in die Tasche und fischte sein Smartphone hervor. Gleich darauf erschien eine unbekannte Nummer auf dem Display.

Zuböck registrierte das wohlwollend. »Gut«, sagte er. »Immer, wenn ich anruf', gehst du ans Telefon und nimmst meine Ansage entgegen. Fürs erste g'langt's, wenn d' mir bis übermorgen 100 Gramm Koks b'sorgst.«

»Das geht nicht«, weigerte sich Markus. »Ich bin längst raus aus den Drogen, kenne niemand mehr und –«

»Halts Maul und erledig' dei' G'schäft«, erwiderte Zuböck, drehte sich um und ging Richtung Schwimmhalle. Am letzten Spind blieb er stehen und sagte: »Ich meld' mich zwengs dem Abholen.« Dann verschwand er um die Ecke.

Nachdenklich kleidete sich Markus an. Die gebrauchte Wäsche legte er sorgfältig zusammen und unten in die Tasche. Alles musste seine Ordnung haben, nur so funktionierte sein Leben im Campingbus. Markus wusste, er durfte nicht verwaarloosen. Wenn sein gesellschaftliches Umfeld feststellen sollte, dass aus ihm ein Obdachloser geworden war – alle würden ihn fallen lassen wie eine heiße Kartoffel. *Wenn Zuböck seine Drohung wahr macht, erschrak Markus, bin ich geliefert.* Etwas zog kribbelnd in

seinen Nacken. Er kannte dieses betäubende Gefühl von Angst nur allzu gut aus der Zeit seiner Insolvenz. *Eigentlich wollte ich das nie wieder erleben. Ich muss etwas unternehmen!*

Markus verließ das Nordbad, schlenderte an einem steinernen Auge und einem öffentlichen Bücherschrank vorbei, in dem er ein wenig stöberte. Nach einigen Minuten wurde er fündig und steckte einen Fantasyroman in seine Tasche. Dann bog er in den Schatten einer Allee ab und erreichte nach fünf Minuten seinen Campingbus.

»Immerhin hast du ein komfortables Zuhause«, ertönte Zuböcks ärgerlich vertraute Stimme mit sarkastischem Unterton. »Vergiss dein' Auftrag net – ich find' dich überall, wenn d' kneifst.«

Markus fror vor Angst und kochte vor Ärger. Er ließ die Tasche fallen und sprang auf Zuböck zu.



Nach einem ausgiebigen Frühstück, weil Gudrun heute Spätschicht hatte, radelte Nathan Weiß in die Buchhandlung *Lesertraum*, deren Teilhaber er seit mehr als einem Jahr war.

Heinrich Koller saß in seinem altmodischen Ohrenbackensessel und blickte Nathan neugierig entgegen. »Wie weit bist du mit dem Rätselraten um Karl Denke?«, fragte der Buchhändler den pensionierten Kommissar.

Nathan winkte ab. In letzter Zeit hatte er keine Minute auf das Rätsel eines vermutlich verrückten Möchtegern-Autors verschwendet. Das Wetter war freundlich gewesen und Gudrun hatte drei freie Tage bekommen. Das hatte er ausgenutzt, war mit seiner Freundin an den Schliersee gefahren. Ihre beschaulichen Herbstwanderungen hatten sie zu verschiedenen Gasthöfen geführt, bei Käsebröten und Buttermilch hatten sie die Sonne genossen. Da hätte jeder Gedanke an diesen eigenartigen Kauz gestört, der ihm vor mehr als einem Jahr ein Manuskript mit dem

Titel *FUROR* überreicht hatte. Damals hatte für einige Wochen ein Katz-und-Maus-Spiel stattgefunden, ob Nathan herausfände, wer hinter dem Pseudonym Karl Denke steckt. Nathan hatte sich sehr halbherzig darauf eingelassen und schließlich war das Spiel wechselseitiger E-Mails eingeschlafen. Beinahe hätte Nathan die Sache vergessen, aber vor zehn Tagen hatte sich Denke unerwartet gemeldet und Nathan aufgefordert, sich um ein Gespräch zu bemühen. Es fehlte Nathan am nötigen Elan, sich auf die Forderungen dieses verschrobenen Kauzes einzustellen; freie Tage mit Gudrun konnte er ihm jedenfalls nicht verhaseln.

»Du solltest das ernst nehmen«, griff Heinrich das Thema wieder auf. »Denke hat dir gestern eine Mail geschrieben und angedroht, das dritte Kapitel seines Romans wahr werden zu lassen.«

Nathan zuckte zusammen. *Dieser Verrückte wird doch nicht ernst machen*, schoss es ihm durch den Kopf. Nathan wusste immer noch nicht, warum sich der Spinner ausgerechnet ihn ausgesucht hatte, und es war ihm auch egal, denn bis soeben hatte er dem Ganzen kaum Bedeutung beigemessen. Falls Denke versuchen sollte, seine bluttriefenden Fantasien in die Tat umzusetzen ... *Das muss ich verhindern*, nahm Nathan sich vor, denn in *FUROR* trieb ein grausamer Serienmörder sein Unwesen. Heinrich hatte sogar vermutet, es handle sich bei *FUROR* um eine Lebensbeichte, weil niemand die geschilderten Taten erfinden könne. Nathan sah das anders. Er wusste, um wieviel schlimmer die Fantasien von Menschen sein konnten als ihr Potenzial, diese Vorstellungen auszuleben. Auch deshalb hatte Nathan Denke bisher wenig ernst genommen. Das änderte sich in diesen Minuten.

»Jetzt brauche ich erst mal 'nen Tee«, meinte Nathan und deutete auf Wasserkocher und Teekanne.

»Lapsang Souchong«, sagte Heinrich und machte sich an die Zubereitung.

Diese Hilfsbereitschaft gefiel Nathan an seinem Geschäftspart-

ner, den er Anfang April letzten Jahres auf denkbar unglückliche Weise kennen gelernt hatte: Eine von rasendem Zorn getriebene Frau hatte Heinrichs früheren Partner Rolf Lupfer ermordet, und Nathan hatte sich, obwohl bereits im Ruhestand, in die Ermittlungen eingemischt.

Das Leben schreibt die wundersamsten Geschichten, schmunzelte Nathan und setzte sich an den PC, um die E-Mail von Karl Denke zu lesen.

Sie geben sich keine Mühe, mein Lieber. Ich glaube, Sie haben immer noch nicht losgelegt. Dann werde ich loslegen. Kapitel drei, der Obdachlose ... Steht Ihnen die Szene vor Augen? Sie haben noch einen Tag Zeit, mir so nahe zu kommen, dass wir miteinander reden können. Schaffen Sie es nicht, tragen Sie die Verantwortung für den Tod eines Penners!

Karl Denke

Nathan holte das Manuskript aus der Schreibtischschublade und schlug das dritte Kapitel auf. Es spielte in der Nische neben dem Eingang zu einer klassizistischen Kirche. Denke schien touristisch interessante Schauplätze zu bevorzugen. Nathan wusste sofort, welche der vielen Münchner Kirchen gemeint war. *Soll ich dort hinfahren?*, fragte er sich, konnte sich aber beim besten Willen nicht vorstellen, dass die Lösung des Rätsels so einfach war. Versteckten sich weitere Hinweise in dem Abschnitt, der nach fünf lapidaren Seiten mit dem Tod eines bemitleidenswerten Obdachlosen endete?

Als Heinrich den Rauchtees servierte, hatte Nathan das fragliche Kapitel bereits zweimal durchgelesen, aber keine Idee bekommen, wo er auf Denke treffen könnte.

»Danke«, sagte Nathan und trank den ersten Schluck. »Das klingt in der Tat bedrohlich. Vermutlich sollte ich die Kripo einschalten.«

»Mit Wolfgang Stöhl bist du ein Herz und eine Seele – also mach das«, unterstützte Heinrich Nathans Gedanken. »Diesem Soziopathen traue ich alles zu.«

Nathan nickte. Wenn dieser Kauz tatsächlich gefährlich war, hatte er sein Pseudonym mit Absicht gewählt. Der historisch verbürgte Karl Denke war einer der schlimmsten Serienmörder Deutschlands gewesen. Er war bekannt als »der Kannibale von Münsterberg«, der Anfang des 20. Jahrhunderts mindestens 42 Menschen getötet hatte.

Nathan griff zum Telefon. *Soll ich wirklich Wolfgang anrufen?*, grübelte er und hielt inne. Wolfgang arbeitete nicht mehr im Kommissariat für Gewaltdelikte, und mit dem jetzigen Kommissariatsleiter Manfred Wirtz verbanden Nathan zwiespältige Gefühle, obwohl Manfred stets der Kollege gewesen war, den er sich als Nachfolger in der Leitung von K11 gewünscht hatte. Nathan wollte keinen Unfrieden stiften, indem er einen früheren, inzwischen unzuständigen Kollegen mit etwas behelligte, was eigentlich in die Hände eines anderen gehörte. *Schlimm genug, dass Dr. Pfannerl nach wie vor sein inkompetentes Regiment führt*, dachte Nathan und wählte die Nummer von Kriminalhauptkommissar Manfred Wirtz.

»Kripo München«, meldete sich die Kommissariatssekretärin und rief, als sie Nathan erkannte: »Ja der Herr Weiß, so eine Freude. Was kann ich für Sie tun?«

»Ist der Chef da, Frau Siegel?«

»Tut mir leid, der ist mit Nina zu einem Toten beim Nordbad gefahren. Schlimme Zeiten sind das, Herr Weiß, heute werden die Menschen schon am helllichten Tag in der Stadt erschlagen.«

»Wer ist sonst da?«

»Alle ausgeflogen, tut mir echt leid. Kann ich was ausrichten?«

»Nein, danke, Frau Siegel. Ich versuche später mein Glück.«

»Auf Wiedersehen, Herr Weiß, besuchen Sie uns doch mal wieder.«

Nathan drückte das Gespräch weg, stand auf und bemerkte zu Heinrich: »Dann fahre ich mal allein zur Balthasar-Kirche.«

• • •

Gosia Kotova stand immer noch unter dem Eindruck ihrer Beobachtung. Sie wusste nicht, was tun. Einerseits sollte sie die Polizei rufen, aber andererseits scheute sie Behördenkontakte. Sie hatte keinen Pass und kein Visum. Gosia hielt sich zu Unrecht in Deutschland auf. Ginge sie zur Polizei, würde man sie in ihre Heimat zurückschicken. Das wollte sie auf keinen Fall. Sie fühlte sich in München sicher. Sie wollte bleiben. Aber ihr Gewissen pochte darauf, jemandem zu erzählen, was sie gesehen hatte.

Hätte ich nur nicht aus dem Fenster geschaut, ärgerte sie sich. Es lebt sich leichter, wenn man nichts weiß. Diese Regel kannte Gosia allzu gut. In ihrer Heimat Belarus empfahl es sich seit der Niederschlagung der Demokratiebewegung sehr, nichts zu wissen. Vermutlich galt das in Deutschland auch, jedenfalls für eine Frau, die sich hier ohne Visum und Bleiberecht aufhielt. Trotzdem meldete sich ihr Gewissen nachdrücklich, seit sie gesehen hatte, dass der Mann auf der gegenüberliegenden Straßenseite von einem Leichenwagen abtransportiert worden war. Dieser feine Herr mit seinem Campingwagen war auf den Mann losgegangen, hatte ihm einen Schlag versetzt, dass der zu Boden fiel. Er war wohl gegen die Bordsteinkante geschlagen, vermutete Gosia, denn der Mann war nicht mehr aufgestanden. Gosia hatte sich den Mund vor Schreck zugehalten und war einen Schritt zurückgetreten, als der feine Herr sich in jede Richtung umgibt und dabei auch zu ihrem Fenster geschaut hatte.

Hoffentlich hat er mich nicht bemerkt, dachte Gosia und kämpfte ihr schlechtes Gewissen nieder. Nein, sie durfte ihren Aufenthalt in München nicht gefährden. Die Polizei musste ohne ihre Hilfe weiterkommen.

• • •

Robert Kahl schlurfte die Treppenstufen empor zu seinem Schlafplatz und fluchte innerlich über die Rückenschmerzen, die ihn seit einigen Tagen plagten. Vermutlich hatte er sich in der letzten Gewitternacht den Rücken verlegt, jedenfalls war er davon aufgewacht, dass er sich aus dem Schlafsack gestrampelt hatte. Zudem hatte ihm jemand seine alte Wolldecke gestohlen. *Wer macht denn sowas?* Die Decke war alt, kratzig und hässlich. *Kein normaler Mensch klaut so eine Decke*, ärgerte sich Robert, dem sie seitdem als Schutzschicht fehlte.

Das war eine der schlimmsten Schattenseiten des Daseins als Obdachloser: Die Kälte, die sich im Winterhalbjahr bis auf die Knochen in den Körper fraß. Heute zwickte sein Rücken von den Lendenwirbeln bis unter die Schulterblätter. Wenn das Wetter besser wäre, könnte er im Englischen Garten ein paar Übungen auf der Wiese machen, aber Robert wollte nicht riskieren, in einen Regenguss zu kommen. Nasse Kleider hätten ihm gerade noch gefehlt. Sein Kontingent an Wechselwäsche war aufgebraucht, die Kleiderkammer konnte er frühestens nächste Woche aufsuchen. Weil er seine früheren Therapiegewohnheiten abgelegt hatte, musste er nun die Rückenschmerzen aushalten.

Verdammt, so ein kräftiger Schluck, nagte die alte Sucht an seiner Widerstandskraft, doch er verbot dem Gedanken die Fortsetzung. Er war seit gut zwei Jahren trocken. Dafür war er vor allem dem Pfarrer dankbar. Der hatte ihm unmissverständlich klar gemacht, ihn künftig nicht mehr in der Nische neben dem Haupteingang zu dulden, sollte er weiter saufen. Dieser Platz war Robert kostbar. Er hasste die Obdachlosenunterkünfte, in denen man keinerlei Privatsphäre hatte und eng auf eng mit den anderen liegen musste. Nachdem der Pope gedroht hatte, auch die wöchentliche »Taschengeldzahlung« einzustellen, hatte Robert keine andere Wahl gehabt, als seinen Suff zu bekämpfen. Doch Adalbert hatte nicht nur gedroht, sondern

ihm auch einen Platz in einer Klinik besorgt. Robert hatte sich mit dieser Hilfe trockengelegt. Ein hart erarbeiteter Erfolg und seine einzige Chance, vielleicht doch noch dem Leben auf der Straße zu entkommen.

Robert schlüpfte in seinen Schlafsack und zog das Taschenbuch aus seinem Rucksack, das er sich an dem öffentlichen Bücherschrank besorgt hatte. Die Abbildung des Bayerischen Nationaltheaters auf dem Umschlag hatte ihn neugierig gemacht. Es war ein nagelneues Buch. Ein Zettel war auf die erste Seite getackert, auf dem stand, das Buch sei ein Geschenk des Autors an die Leserinnen und Leser und man solle es anderen empfehlen, falls es einem gefalle und dann weiterschicken. Sowa war Robert noch nie untergekommen. Also hatte er den *München-Krimi* mitgenommen. Er schlug die erste Seite auf und begann zu lesen, als ein älterer Mann zielstrebig die Treppen zu ihm heraufstieg. Missmutig legte Robert das Buch beiseite und blickte dem Störenfried entgegen.

•••

Der Blick auf die Umsatzdaten ließ keine Freude aufkommen. Susannas Business befand sich seit Wochen im Sinkflug. *Bestimmt steht das wieder mit den steigenden Corona-Zahlen in Verbindung*, grübelte sie. Die Spendenbereitschaft der Menschen nahm in den Pandemiewellen stets ab, aber diesmal verzeichnete Susanna einen besonders schmerzlichen Rückgang. Alle ihre Betätigungsfelder schlitterten in die Flaute. Das war bisher anders gewesen. Wenigstens eine Mitleidsstory hatte immer gezogen, wenn die anderen Bereiche dümpelten. Aber jetzt? Kaum noch Spenden bei den Kindern, die zu erblinden drohten, Ebbe in der Kasse für die streunenden Hunde, Fehlanzeige bei den Hungern in Äthiopien, und auch die Edeldressen für die Premiumforschung zogen wenig Euronen. Wenn kaum Spenden hereinkamen, halfen Susanna auch die 20 Prozent Provision nicht weiter,

die sie erhielt. 20 Prozent von *wenig ist wenig*, grummelte sie und schaltete den Rechner aus.

Sie nahm den Kochtopf und die luftdichte Schüssel mit dem Gemüse und ging den dunklen Flur entlang zur Gemeinschaftsküche. Als sie die Küche betreten wollte, stürzte ein Schatten auf sie zu. Vor Schreck ließ Susanna den Topf fallen.

»Sorry, hab dich nix g'hört«, haspelte der Schatten eine Entschuldigung. »Was bist auch so *silent*.«

»Hast du mich erschreckt, Bintou«, stieß Susanna hervor und bückte sich nach dem Topf. Dabei konnte sie über Bintous Angewohnheit, englische Wörter in ihre Sätze zu streuen, bereits wieder schmunzeln. Susanna mochte die Studentin aus Ruanda, die so strahlend Lächeln konnte wie kaum jemand aus Susannas Umgebung.

»Was kochst du?«

»Einen schnellen Gemüseeintopf«, antwortete Susanna.

Bintou lachte. »Kannst dir sparen. Wenn du *likest*, kannst du mit mir essen – Gemüsetopf mit Hirse-Couscous. Ist in ein paar Minuten fertig. Okay?«

»Hast du genug?«

»Für dich schon, Darling«, sagte Bintou und lief den Flur hinunter. »Muss nur noch Minzeblätter holen.«

»Okay, danke«, rief Susanna ihr hinterher und trug Topf und Schüssel zurück in ihr Appartement, das aus einem zwölf Quadratmeter großen Zimmer mit einem durch einen deckenhohen Einbauschränk abgetrennten Waschbecken bestand. Obwohl Susanna von ihrem Elternhaus andere Dimensionen gewohnt war, mochte sie ihr Zimmer. Einzig die sanitären Gemeinschaftsanlagen störten sie ab und zu. Weil jedoch nur Frauen auf ihrem Stockwerk wohnten, sah sie über dieses Manko hinweg. Immerhin konnte sie sich diese Bleibe leisten, ohne von ihrem Vater auch nur einen Cent annehmen zu müssen, und dank der Spendenbereitschaft der Deutschen blieben von ihren Provisionen

genug Euro für ihr unabhängiges Leben übrig. Das war ihr wichtig, weshalb sie hoffte, dass die Spendenflaute bloß vorübergehend war.



Wie kann man nach drei Treppenstufen bloß so schnaufen?, lästerte Robert heimlich, als der rundliche Störenfried nur noch zwei Schritte entfernt war. Mit dem geschulten Auge eines Menschen, der seit mehr als zehn Jahren auf der Straße lebte, sah Robert sofort, dass sein Besucher keine Spendenabsicht hatte, und zog ein missmutiges Gesicht.

»Verzeihung«, stieß der übergewichtige Mann hervor. »Sind Sie regelmäßig hier vor der Kirche?«

»Wer will das wissen?«

»Mein Name ist Nathan Weiß. Ich war früher Leiter der Münchner Mordkommission und ich mache mir Sorgen«, beilte sich der Mann mit einer Antwort, die Robert neugierig machte.

»Ich bin kein Sorgentelefon«, erwiderte Robert ironisch und richtete sich auf. »Wo drückt der Schuh?«

»Ich falle nicht gern mit der Tür ins Haus«, erwiderte Weiß und löste bei Robert einen Lachanfall aus.

»Bei einem Obdachlosen kann man das nicht.«

Robert vermisste die amüsierte Reaktion, stattdessen blieb sein Besucher ernst und fuhr fort: »Sie sind in Gefahr. Sie müssen diesen Ort verlassen.«

»Sie scherzen«, wehrte Robert ab und studierte Weiß' Mimik. *Der Mann sieht vernünftig aus, vor allem will er mir meinen Platz gewiss nicht streitig machen*, überlegte er und rätselte, was den Mann dazu trieb, ihm so einen verrückten Ratschlag zu erteilen. Dieser Platz vor Adalberts Kirche war sein Wohnzimmer. Das würde er nur verlassen, wenn er wieder Fuß fassen könnte, ein Zuhause hätte. Alles andere war indiskutabel.

»Nein«, erwiderte Weiß. »Es ist mir verdammt ernst. Sie müssen sich in Sicherheit bringen. Es gibt da jemand, der einen Anschlag auf Sie plant.«

Robert winkte ab. »Quatsch mit Soße, niemand plant, mir etwas anzutun.«

»Ich habe Drohungen erhalten, Ankündigungen, die ich ernst nehmen muss. Sie schweben in Gefahr. Gehen Sie für einige Tage woanders hin, nehmen Sie das Angebot der Stadt wahr, übernachten Sie in einer Obdachlosenunterkunft.«

Niemals, schoss es Robert durch den Kopf. Anfangs hatte er die Angebote angenommen und in der Bayernkaserne oder in einem der Zimmer der Unterkünfte übernachtet, zwölf Mann in einem Raum, keine Privatsphäre, keine Ruhe. *Nein, da gehe ich nicht mehr hin, niemals*, dachte Robert und antwortete: »Keine zehn Pferde bringen mich von hier weg. Das ist mein Platz, den geb' ich nicht her.«

»Was sagt denn der Pfarrer dazu, dass Sie hier wohnen?«

Aha, jetzt versucht er es mit Druck. Nicht bei mir, ärgerte sich Robert. »Der unterstützt mich jede Woche mit einem Geldbetrag. Wir sind Freunde.«

»Dann kann er Sie ein paar Nächte bei sich schlafen lassen. Ich werde mit ihm sprechen«, zeigte sich Weiß erleichtert.

»Gar nichts werden Sie«, wurde Robert lauter als gewöhnlich. »Mischen Sie sich nicht in mein Leben ein. Ich habe mich nicht von der Flasche freigeekämpft, um mich von Ihnen bevormunden zu lassen.«

»Ich will Ihnen nicht zu nahe treten«, entschuldigte sich Weiß. »Sie schweben in Lebensgefahr.«

»Weiß, sagten Sie?«

Nathan nickte.

»Gut, Herr Weiß, Sie sind Rentner und trauern Ihrem Job nach. Sie wollen Bedeutung haben und mischen sich daher in anderer Leute Sachen ein. Kann ich verstehen. Aber glauben Sie

mir: Selbst, wenn Sie recht hätten, würde ich meinen Platz nicht verlassen. Lassen Sie mich in Ruhe. Ich will ein Buch lesen.«

Robert bemerkte die Ratlosigkeit im Gesicht seines Besuchers. Er glaubte, dass sich Weiß irgendetwas einbildete. Er kannte das von sich selbst, manchmal Gespenster zu sehen. Seit er auf der Straße lebte, sah er sie oft genug. Meistens tummelten sie sich im Abgrund seiner eigenen Seele. Seine Ängste nahmen die Gestalt von Gespenstern an. Wieso sollte es einem ehemaligen Kommissar anders ergehen?

Robert drehte sich von seinem Besucher weg und beobachtete aus dem Augenwinkel, wie dieser noch eine Minute unschlüssig stehen blieb und dann die Treppen hinunterstieg. *So ist's gut, ich will meine Ruhe haben*, grummelte Robert und schlug den Krimi auf, den er sich aus dem Bücherschrank geholt hatte.

Nachdem er zwei Kapitel gelesen hatte, legte er das Buch zur Seite und hing seinen Erinnerungen nach. Gleich zwei der handelnden Personen hatten Assoziationen zu seinem eigenen Leben in ihm ausgelöst. Sein persönliches Scheitern stand Robert wieder vor Augen. Er überlegte, wie sehr sein Absturz selbst verschuldet und was Schicksal war.

Die eigene Schuld identifizierte er rasch: Alkohol. Auch in fröhlichen Jahren hatte er gern und viel getrunken, jedoch stets die Überzeugung gehabt, sein Trinken kontrollieren zu können. Er war selten richtig betrunken, allerdings oft genug beschwipst gewesen. Luise war auch kein Kind von Traurigkeit gewesen, hatte mindestens zwei Gläser mitgetrunken und seine gute Laune geteilt. Robert war immer ein fröhlicher Zecher gewesen, die Witze sprudelten nur so aus ihm heraus, wenn er die zweite Flasche Wein öffnen konnte. Alkohol hatte ihn weder aggressiv noch müde oder schwermütig gemacht, nein, im angetrunkenen Zustand wurde er zum liebenswertesten und amüsantesten Zeitgenossen, den man sich vorstellen konnte. Aber als Luise ihn wegen dieses Immobilienmaklers verlassen hatte, war er über den

Trennungsschmerz nicht hinweggekommen. Der einzige Trost war die Flasche. Immer öfter war er betrunken und wurde zur Belastung in der Firma. Ein Jahr nach der Trennung von Luise folgte die Kündigung. Robert fand keine neue Arbeitsstelle mehr. Bald wuchsen ihm die Schulden über den Kopf und er verlor seine Wohnung. So hatte sein Leben auf der Straße begonnen.

Luise war sein Schicksal, das sah Robert heute noch so, gestand sich jedoch ein: *Der Alkohol war mein Untergang; selber schuld.*



Sie saßen immer noch in Bintous Zimmer, hatten den Gemüseeintopf mit Couscous längst aufgegessen, tranken Pfefferminztee und plauderten. Bintou erzählte von ihrer Familie in Ruanda, und je länger sie erzählte, umso stärker fühlte sich Susanna zu der fröhlichen Studentin hingezogen.

»Wie kam es überhaupt dazu«, fragte Susanna, »dass du in Deutschland studieren konntest?«

»Wir sind ein Land, in dem die Gleichberechtigung von Mann und Frau hoch entwickelt ist«, antwortete Bintou. Ihre Stimme hatte einen sanft singenden Klang, der Susanna faszinierte. »Weltweit liegen wir ganz vorne bei der Gleichberechtigung, sogar vor Schweden«, fuhr Bintou stolz fort. »Trotzdem gilt eine Frau nur als besonders stark, wenn sie viele Kinder hat.«

»Das ist ein Widerspruch.«

»Meine Eltern sehen das auch so und haben sich bemüht, mir ein Stipendium für eine europäische Universität zu besorgen. Über eine Mitarbeiterin im *Science Ministry* habe ich eine Unterstützung für *Germany* erhalten. So bin ich vor zwei Jahren nach Bonn gekommen, um mein Bachelor-Studium abzuschließen. Durch Zufall habe ich eine Dozentin kennengelernt, die mich auf das DAAD-Stipendium zum Master hingewiesen hat. Nach meinem Bachelor habe ich mich für den Master an der

LMU und das DAAD-Stipendium beworben und bin genommen worden.«

»Giltst du dann in Ruanda auch ohne Kinder als stark?«

Bintou zeigte ihr strahlendes Lächeln und nickte.

»Wirst du zurück gehen?«

»Nicht sofort«, antwortete Bintou. »Wenn ich eine Stelle finde, möchte ich in München promovieren. Einer meiner Professoren arbeitet am Wirtschaftsforschungsinstitut und hat mir signalisiert, dass sie vielleicht einen Platz für mich haben.«

»Das wäre ja super!«

»Ja, weil da könnte ich ein *Network* aufbauen für später, wenn ich zurückgehe – vielleicht in das *Ministry of Economy*.«

»Also irgendwann gehst du wieder nach Ruanda?«

»*Yes my dear*.«

Susanna spürte eine wohlige Beklemmung in der Brust. *Was ist denn mit mir los?*, fragte sie sich und zwang sich dazu, Bintous Lächeln zu erwidern.

»Trotz all der Geschichten und Geschichte – mein *homecountry* ist wundervoll. Du solltest einmal mit mir mitkommen.«

Susannas Herzschlag beschleunigte sich. Die Idee, nach Afrika zu reisen, breitete sich so überraschend wie aufregend in Bauch und Kopf aus. An Bintous strahlenden Augen erkannte sie, dass die Einladung ernst gemeint war. Susanna trank den letzten Schluck Pfefferminztee und verschluckte sich vor Aufregung. Bintou klopfte ihr sachte auf den Rücken.

Susanna hustete ein paar Tropfen ab. »Sorry, ich habe mich verschluckt.«

Bintou strich ihr über den Hinterkopf, erhob sich und nahm das Geschirr vom Tisch.

Wie anmutig sie sich bewegt und wie natürlich, bewunderte Susanna die Studentin der Volkswirtschaft.

•••

Robert ging das Gespräch mit Nathan Weiß nicht aus dem Kopf, und als am Nachmittag Adalbert die Treppen heraufstieg und ihn nach seinem Befinden fragte, berichtete Robert vom Besuch des früheren Kriminalbeamten. Der Pfarrer kratzte sich am Hals. Robert kannte diese Bewegung und wusste, Adalbert dachte angestrengt nach. Das hieß, der Pfarrer nahm die Sache ernst.

Muss ich Angst haben?, fragte sich Robert und spürte das erste Mal seit langem, wie sehr er am Leben hing. Auch wenn es eigenartig anmutete: Robert hatte sich in seinem Leben auf der Straße bequem eingerichtet. Dank der Hartz-IV-Leistungen und der wöchentlichen Zuwendungen Adalberts, diverser Armenküchen in München, der Tafel und anderer Anlaufstellen für arme und Obdachlose ging es ihm erstaunlich gut. Im Gegensatz zu vielen anderen musste Robert nicht einmal Flaschen sammeln oder um den einen oder anderen Euro betteln. Nein, auf seine Weise hielt sich Robert beinahe für einen »Luxus-Obdachlosen«. Er zweifelte sogar ein wenig daran, ob er wirklich das schwer erreichbare Ziel anstrebte, wieder in ein bürgerlicheres Leben mit eigener Wohnung zurückzukehren. Solange er seinen festen Platz vor Adalberts Kirchenpforte bewohnen und auf die Hilfe des Pfarrers zählen konnte, solange lief sein Leben hinlänglich geordnet ab.

Warum sollte ich was verändern?, fragte er sich und empfand einen zunehmenden Druck auf der Brust. Je nachdenklicher der Pfarrer sich am Hals kratzte, desto stärker spürte Robert seine Angst.

»Wie heißt der Typ?«

»Nathan Weiß.«

»Kommissar im Ruhestand, hast du gesagt?«

Robert nickte.

Adalbert zog sein Smartphone aus der Tasche und tippte darauf herum. Kurz drauf fing er zu brummen an, wischte mehrfach über das Display und steckte das Handy wieder weg.

»Robert, das sollten wir ernst nehmen. Der Typ war gut in seinem Job. Er wird nicht alles verlernt haben.«

»Du meinst, ich muss heute Abend hier weg?« Roberts Magen krampfte.

»Ich lass' mir was einfallen. Jetzt bereite ich die Andacht vor«, antwortete der Pfarrer und drückte Robert die Hand. »Bis später.«



Markus stand mit seinem Campingbus auf einer Anhöhe bei Weihenstephan und beobachtete die Wolken, die dicht und dunkel über München hinwegzogen. Die Flugzeuge, die gegen den Westwind von Osten einflogen, reihten sich auf wie an einer Schnur und schrieben eine Perlenkette heller Lichter in den Himmel. Es herrschte erstaunlich viel Flugverkehr, beinahe wie vor der Pandemie. Trotz der Herbstwelle lief das Leben deutlich freier als vor Jahresfrist, das Virus hatte viel von seinem Schrecken verloren. Seit man mit der doppelten Impfung problemlos in eine Gaststätte gehen konnte und keine Kontaktdaten mehr hinterlassen musste, ging Markus wieder unbeschwerter zum Essen. Inkognito ins Lokal gehen empfand er als angenehm, und heute hatte er weniger denn je als der erkannt werden wollen, der er war. Der Zusammenstoß mit Zuböck am Morgen steckte Markus in den Gliedern wie jener katastrophale Unfall, den er als Jugendlicher mit dem Moped gebaut hatte. Selten hatte es so ein einschneidendes Erlebnis in seinem Leben gegeben, höchstens die Insolvenz vor drei Jahren und der Verlust seines festen Wohnsitzes im April hatten das getoppt.

Seit Markus die Pizzeria in Bogenhausen verlassen hatte, hing er abwechselnd am Nachrichtenkanal des öffentlich-rechtlichen Senders und des bekanntesten Privatradios und wartete auf Informationen aus Schwabing. Bis jetzt gab es keine Meldung vom Nordbad, und allmählich beruhigte er sich. Vielleicht war Zu-

böck mit einer Gehirnerschütterung davongekommen und ließ sich den Zusammenstoß eine Lehre sein. In Panik war Markus davongefahren, nachdem der aufdringliche Stammtischbruder bewusstlos neben der Bordsteinkante gelegen hatte. Seitdem fragte er sich, was mit Zuböck geschehen war. Nicht dass Markus Mitleid gehabt hätte, im Gegenteil, aber eine schlimmere Verletzung oder gar mehr, nicht auszudenken. Das wollte er nicht, vor allem, weil er vermeiden wollte, dass die Polizei ihre Nase in seine Angelegenheiten steckte. Beim Mittagessen mit dem Abteilungsleiter des Sozialministeriums hatte Markus die Angelegenheit erfolgreich verdrängt, seitdem ging ihm jedoch die Begegnung mit Zuböck nicht mehr aus dem Kopf. Vor allem ein Umstand beunruhigte ihn: War er aus dem Wohnhaus gegenüber dem Nordbad beobachtet worden? Ihm war, als hätte er an einem Vorhang einer Wohnung im dritten Stock eine Bewegung wahrgenommen. Schemenhaft erinnerte er sich an eine Frauengestalt – oder täuschte er sich?

Draußen war es dunkel geworden. Markus verzichtete auf Licht. Besser, er machte heute Abend nicht auf sich aufmerksam. Er stand neben einer Scheune mit geteertem Vorplatz, keine Verbotsschilder, keine Absperrung, ein Standplatz, den er schon oft unbehelligt benutzt hatte. Das beruhigte ihn. Auch wenn er noch nie in Konflikt mit Ordnungshütern oder Eigentümern gekommen war, erlebte er es jedes Mal, wenn er nachts kontrolliert wurde, als äußerst unangenehm. Mit der Zeit hatte er einen siebten Sinn für sichere Standplätze entwickelt. Dieser hier war so einer, und darüber war Markus besonders froh, als die 19-Uhr-Nachrichten von einem Toten hinter dem Schwabinger Nordbad berichteten.

»Scheiße, also doch«, fluchte Markus laut und schlug vor Ärger und Schreck aufs Armaturenbrett.

Die Polizei bat die Bevölkerung um Hinweise. Offenbar gab es keine Anhaltspunkte, die zum Täter führen könnten. *Immerhin,*

atmete Markus auf und scrollte durch die Frequenzen zum Lokalradio. Auch dort war der Tote vom Nordbad Thema, allerdings weniger neutral. Vielmehr wurde spekuliert, ob die Tat einen politischen oder terroristischen Hintergrund habe, schließlich handle es sich bei dem Getöteten um einen dem bayerischen Brauchtum verbundenen Lokalpolitiker der Rechtspartei.

Du Schmutzbuckel warst bei der AfD, wunderte sich Markus und stellte beunruhigt fest, wie wenig er über seine Stammtischbrüder wusste. Er schaltete das Radio aus. Seine Hände begannen zu zittern. Die Blase war plötzlich zum Bersten gefüllt. Er öffnete die Schiebetür, verließ den Wagen und lief an die hintere Ecke der Scheune, wo er sich erleichterte. Beim Zurückgehen zitterten seine Beine. Er stützte sich an der Karosserie ab, ehe er den Campingbus besteigen konnte. Es fühlte sich an, als flösse sämtliche Kraft aus ihm heraus. So dunkel die Nacht, so dunkel sah er seine Zukunft vor sich. Zuböck war tot. Gestorben an diesem einen Schlag, den er ihm verpasst hatte. *Wer, fragte er sich verzweifelt, wird mir glauben, dass es keine Absicht war?*

•••

Der pensionierte Kriminalkommissar Nathan Weiß kann es nicht lassen!



Fall 1

Georg Brun

Spüre meinen Zorn

Edition 211, ein Imprint des
Bookspot Verlags

ISBN 978-3-95669-188-1

336 Seiten, Taschenbuch

15,95 Euro

Auch als E-Book und Hörbuch erhältlich!

Von zahlreichen Messerstichen zerfetzt und in Blut getränkt: So findet die Polizei einen auf grausame Weise getöteten Mann vor. Der frischgebackene Leiter der Mordkommission Wolfgang Stöhrler erkennt sofort, dass dieser das Opfer ungezügelter Raserei wurde. Zunächst vermutet er eine Beziehungstat, doch als ein weiterer Mord geschieht, werden die Ermittlungen kompliziert. Als er sich immer mehr verrennt, stellt sein pensionierter Vorgänger Nathan Weiß auf eigene Faust Nachforschungen an. Bald offenbart sich ihm eine Welt voller Hass und Begierde, die ihn auf die Spur einer Serienmörderin bringt.



Fall 2

Georg Brun

Liebe meine Farben

Edition 211, ein Imprint des
Bookspot Verlags

ISBN 978-3-95669-200-0

312 Seiten, Taschenbuch

15,95 Euro

Auch als E-Book und Hörbuch erhältlich!

Ein Mann stirbt abrupt auf einer Bank am Lindauer Hafen. Herzversagen? Sein Freund Michael will es nicht wahrhaben und sucht nach Antworten. Er heuert den pensionierten Kriminalkommissar Nathan Weiß an. Doch schon bald wird klar: Dies war kein natürlicher Tod, sondern Mord. Der Fall wird komplex, doch Nathan blüht in diesem mysteriösen Netz aus Lügen auf. Seine Leidenschaft für die Wahrheit treibt ihn an.